

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 5.

Berlin, Dienstag den 12. Januar

1847.

### China.

#### Das Christenthum in China.

Wenn das Mittelalter mit Feuer und Schwert belehrte, wenn die Bekehrtsamkeit seiner Apostel ihren eigentlichen Nachdruck durch die Furcht, welche sie zu erregen wußten, erhielt, so ist das Missionswesen der neueren Zeit natürlich auf ganz andere Mittel angewiesen. Mit den Thaten der Spanier und Portugiesen in Mexiko und Peru hat das Bekehrungswesen im barbarischen, aber großen Stille des Mittelalters sein Ende genommen, und den massenhaften Resultaten jener Zeiten haben unsere Tage nur einen kümmerlichen Gewinn entgegenzusetzen. Vielleicht dürfte man sagen, daß dieser Gewinn, wie kümmerlich immer er erscheine und wie sehr er an Extensität den früheren Resultaten nachstehe, dennoch diese an Intensität übertrage; mit Einem Worte: daß das Mittelalter nur den Formen des Christenthums, die neuere Zeit dagegen dem Wesen desselben Anhänger gewonnen. Es mag sich so verhalten, denn es wäre in der That schlimm, wenn es nicht so wäre, wenn es nicht wenigstens — denn auch an bloß äußerlichen Befehrungen ist heute so wenig, als sonst, ein Mangel — hier und dort sich also verhielte.

Borin aber das Missionswesen der neuesten Zeit dem des Mittelalters vollständig gleich geblieben, das ist die Verbindung des eigentlichen Befehrungsgeschäftes mit sonstigen Zwecken und Absichten, eine Verbindung, welche für die propagirende Thätigkeit nicht immer erspriesslich gewesen ist. Wenn das Mittelalter seine Befehrungen mit militairischen Absichten, mit Eroberungszwecken in Verbindung brachte, so ist es gegenwärtig der Handel und die Wissenschaft, mit denen das Missionswesen sich vergesellschaftet.

Wie besonders die Medizin zu einem solchen Zwecke sich eignet, läßt sich begreifen und ist namentlich den Engländern und Amerikanern nicht entgangen, die fast allen ihren Missionen jenen, überdies dem Nützlichkeitstriebe unserer Zeit entsprechenden ärztlichen Charakter aufgedrückt haben. Ueber die Fortschritte, welche sie dieser Verbindung der Missions- mit der ärztlichen Thätigkeit in China verdanken, giebt ein in der Revue Nouvelle vom 1. November v. J. enthaltener Artikel Aufschlüsse. Es rührt dieser Artikel von einem Doktor Jwan her, der, seiner Unterschrift nach, Mitglied der (franz.) Mission in China ist. Der ganze Aufsatz ist mit Mäßigung, Kenntniß der Verhältnisse und Billigkeit gegen die protestantischen Missionaire geschrieben, so daß wir unseren Lesern nicht mißfällig zu werden fürchten, wenn wir hier einige Auszüge aus dem Artikel des Herrn Jwan folgen lassen.

#### Erstes Auftreten christlicher Missionarien in China.

Es war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als die ersten katholischen Missionaire an den Küsten des himmlischen Reiches auftraten. Die Portugiesen hatten so eben die Erlaubniß, sich in Macao niederzulassen, erhalten, und dieser Umstand war es, welcher die Jesuiten herbeilockte. Mit ihrer gewohnten Umsicht handelnd, wußten sie nicht allein die chinesischen Behörden zu gewinnen, sondern sich auch bei der mißtrauischen, den Fremden abgeneigten Bevölkerung geltend zu machen. Man kennt ihre Erfolge, die endlich so weit gingen, daß sie vor den Thron des Kaisers gelassen wurden und einen Einfluß gewannen, der eine Zeit lang unerschütterlich schien. Allein sie geriethen in Pader mit anderen Orden, die ihnen nach China gefolgt waren, und diese Streitigkeiten, namentlich die mit den Dominikanern, waren von traurigen Folgen für die Väter der Gesellschaft Jesu. Der Papschied gegen sie und verbot ihnen, fernerhin Mitglieder des Ordens nach China zu senden. Dies schon erschütterte ihre Macht daselbst. Anderentheils dienten Zänkereien zwischen Priestern desselben Glaubens nicht eben dazu, die Chinesen in günstiger Stimmung zu erhalten, die vielmehr mißtrauisch wurden und den Argwohn schöpften, daß es den Missionarien um nichts Anderes zu thun sey, als sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Von diesem Augenblick an war die Vertreibung der katholischen Priester beschlossene Sache. Schon unter Jong-Tsching's Regierung verfolgt, wurden sie unter Kia-Kiu und dem gegenwärtig herrschenden Kaiser fast sämmtlich vertrieben. Aber — meint Dr. Jwan — die Jesuiten haben dennoch unvergängliche Spuren ihrer vorübergehenden Wirksamkeit zurückgelassen. Mathematische und astronomische Bücher, die Erbauung eines Observatoriums, eine Kanonengießerei und noch viele andere Etablissements — dies Alles hat China, welches sie andererseits zuerst in Europa bekannter machten, ihnen zu verdanken. Ihre Gegner haben nichts gethan, wenn man die Befehrung einiger Neophyten ausnimmt.

#### Auftreten protestantischer Missionarien.

Der Schiffbruch, welchen die katholische Kirche erlitten, mußte die in jenen Gegenden Handel treibenden protestantischen Völker bestimmen, ihre Prediger an die Stelle der katholischen Priester treten zu lassen. Dennoch erschien erst im J. 1807 der erste protestantische Missionair in Canton. Es war dieses der Dr. Morrison, und er hatte eine geraume Zeit hindurch keinen anderen Mitarbeiter, als Herrn William Milne. Morrison selbst, zu sehr Gelehrter, um sich ungetheilt dem Befehrungsgeschäft hinzugeben, widmete sich mehr wissenschaftlichen Arbeiten, als der Ausbreitung seines Glaubens. Während der dreißig Jahre, welche er in China zubrachte, verfaßte er ein englisch-chinesisches Wörterbuch, eine Anzahl englisch-chinesischer Dialoge, deren chinesischer Theil im Dialekt von Canton geschrieben ist, endlich eine Uebersetzung der Bibel. Das hieß zwar seinen Nachfolgern den Weg bahnen, nicht aber sich selbst einer apostolischen Wirksamkeit widmen. Um die Aufgabe, die er sich gestellt, vollständig zu lösen, stiftete Morrison ein anglo-chinesisches Kollegium, das hauptsächlich das Studium der englischen und chinesischen Literatur, nebenbei die Verbreitung des Christenthums fördern sollte. Diese späterhin nach Penang verpflanzte Anstalt hat sich nicht über den ursprünglichen Plan ihres Stifters hinaus entwickelt; sie bildete nur eine geringe Anzahl von Jöglingen aus, und unter diesen befanden sich fast nur Abkömmlinge ausgewandeter Chinesen, nicht aber Einwohner der chinesischen Küsten-Provinzen. So beschränkte sich denn die religiöse Wirksamkeit des Instituts fast gänzlich auf die Veröffentlichung einiger Schriften, die, da das lebendige Wort nicht hinzutrat, von keinem bedeutenden Einfluß seyn konnten. Es war die Londoner Missions-Gesellschaft, die von 1807—1826 für alle Bedürfnisse des Protestantismus in China sorgte, allein die von ihr ausgesendeten Apostel, durch Familienpflichten in Canton und Macao zurückgehalten, drangen nie in das Innere des Reiches ein. Ein protestantischer Missionair ist in der Regel mit einer zu großen Bagage belastet, um sich auf jenen kleinen Krieg einlassen zu können, den der Katholizismus seit drei Jahrhunderten gegen den chinesischen Aberglauben führt.

#### Güßlaff.

Der Einzige unter den protestantischen Missionarien, welcher in dieser Epoche — nicht zwar sich in das Innere des Reiches wagte — aber doch nordwärts längs der Küste vordrang, war Güßlaff, damals Agent der niederländischen Missions-Gesellschaft und gegenwärtig Dolmetscher der englischen Regierung in Hong-Kong. Güßlaff, den die Natur mit einer ganz chinesischen Physiognomie ausgestattet, machte sich mit einer Anzahl Bibeln und einem Waarenballen auf den Weg. Er spricht, nach Aussage der Sinologen, den Dialekt von Canton und die Mandarinensprache vortreflich. So ausgerüstet, stellte er sich, in chinesischer Kleidung, den Eingebornen dar, die in ihm einen Landsmann zu begrüßen glaubten. Doch beschränkte sich Güßlaff's Propaganda auf die Vertheilung seiner Bibeln, und er berechnete die Anzahl seiner Befehrungen nach der Anzahl von Exemplaren der heil. Schrift, die es ihm an den Mann zu bringen gelungen war. Er bemerkte bei dieser seiner Bibelvertheilung, daß Exemplare in rothem Einband die geeignetsten waren, den Glauben der Chinesen zu erwecken; wenn man dieses anders daraus, daß roth eingebundene Bibeln bei jeder Austheilung am lebhaftesten begehrt wurden, mit Herrn Dr. Jwan schließen darf. Güßlaff hat eine interessante Beschreibung seiner Reise herausgegeben, die leider nicht ganz frei von Uebertreibungen ist, so daß sich ein Urtheil über den Erfolg von Güßlaff's Wirken kaum fällen läßt.

#### Ärztliche Missionarien.

Trotz der Begründung eines Kollegiums in Malacca, trotz der Anstrengungen der in Canton und Macao angesiedelten Missionarien und Güßlaff's Versuchen, blieben die Eingebornen gleichgültig bei allen Bestrebungen der protestantischen Mission. Unter diesen Umständen gerieth Herr Colledge, Wundarzt bei der englischen Faktorei, auf den Gedanken, den Eingebornen die Hilfe seiner Kunst unentgeltlich anzubieten und eine Klinik in Macao zu gründen, der er den Namen eines augenärztlichen Hospitals gab. Der Versuch glückte vollkommen, die Kranken strömten zu Herrn Colledge's Klinik, und einige geglückte Kuren verbreiteten den Ruf des Stifters. Eine Subscription, die er zur Unterstützung seiner Anstalt bei den europäischen Residenten eröffnete, warf ihm in dem Zeitraum von 1827 — wo er seine Klinik gründete — bis zum J. 1842 eine Einnahme ab, die bis auf 30,000 Franken jährlich gestiegen ist. Herr Colledge fand mit seiner Anstalt schnell Nachahmer, besonders verfolgte Nord-Amerika den von



dem britischen Arzte eingeschlagenen Weg, die Arzneikunde als Vehikel der Glaubens-Propaganda zu benutzen.

#### Nordamerikanische Missionarien.

Unter den von den nordamerikanischen Missionsgesellschaften ausgesendeten Männern verdient vor allen Dr. Bridgman erwähnt zu werden. Denn ohne Zweifel ist er es, der für das Studium der chinesischen Sprache, namentlich für das Verständnis des Dialekts von Canton, das Bedeutendste geleistet hat. Außerdem ist er Hauptredacteur des Chinese Repository (chinesischen Repertoriums), einer Zeitschrift, die einen um so größeren Erfolg zu erwarten hat, je mehr sich von allen Seiten die Blicke der Welt nach dem himmlischen Reiche zu richten beginnen. Die Amerikaner betreiben das Bekehrungsgeschäft durchaus praktisch, und man darf behaupten, daß unter allen denjenigen, die sich einem ernstlichen Studium China's oder der Verbreitung des Christenthums widmen, die einflussreichsten jener Nation angehören. Die Engländer haben keinen Namen aufzuweisen, welcher die Vergleichung mit Namen wie W. Williams, Bridgman, Lockhart, Parker ausbiete, es müßte denn allenfalls Herr Thom seyn, der gelehrte und geistreiche Consul in Ning-po. Eine Bemerkung, die wir bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken können, ist diese, daß, obgleich kein anderes Land so ausgezeichnete Sinologen, als Frankreich, besitzt, es dennoch in China keinen einzigen Franzosen giebt, der sich damit beschäftigt, das praktische Studium der chinesischen Sprache zu erleichtern, ja, daß sogar die französischen Konsulate genöthigt sind, für ihre Geschäfte die Dienste portugiesischer Dolmetscher in Anspruch zu nehmen.

Bridgman ist eher ein Mann des Studiums, als ein praktischer Arzt; er überläßt das Bekehrungsgeschäft daher auch Anderen, und die ärztliche Stellung, welche er einnehmen könnte, ist Herrn Parker anheimgefallen. Freilich hat er durch seine zahlreichen Schriften größere Dienste geleistet, als es geschehen seyn möchte, wenn er sich ausschließlich dem Missionswesen oder der Medizin gewidmet hätte — Beschäftigungen, die mit seiner friedlichen, forschenden Natur im Widerspruch stehen.

#### Medical society.

Bis zum J. 1838 wurden die ärztlichen Missionaire von den verschiedenen Missionsgesellschaften in England und den Vereinigten Staaten besoldet. Im J. 1838 jedoch bildete sich unter dem Namen „Medical society“ eine anglo-amerikanische Gesellschaft, deren Zweck es ist, für die Bedürfnisse der Apostel der Wissenschaft und der Religion Sorge zu tragen. Diese Gesellschaft, deren Thätigkeit von zwei Centralpunkten aus — dem einen in England, dem anderen in Nord-Amerika — geleitet wird, beschäftigt sich ausschließlich mit Anstellung und Ausrüstung der zahlreichen Missionaire, über welche sie verfügt. Einige derselben sind zugleich Prediger und Aerzte, andere nur letzteres. Allein alle verpflichten sich, nach allen ihren Kräften für Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Die Gesellschaft verlangt von ihren Mandataren nur Eifer, ohne sich darum zu bekümmern, zu welcher speziellen protestantischen Kirchengemeinschaft sie gehören. Man trifft daher unter den Missionarien der Gesellschaft Methodisten, Presbyterianer, Anabaptisten, Anglikaner u. s. w. an, ja zuweilen stimmen selbst Mann und Frau nicht in allen Punkten ihres Glaubensbekenntnisses überein.

#### Bereinzelte Missionarien.

Die Missionsthätigkeit ist jedoch keinesweges auf das Wirken der Medical society und der Missionsgesellschaften beschränkt. Unabhängig von ihnen, geben Industrielle, Kaufleute u. s. w., die ihre Angelegenheiten, Weiber, die ihre Familien plötzlich im Stich lassen, sich einzeln mit dem Bekehrungsgeschäfte ab. Der Reichtum, die Entwicklung der Industrie, weit entfernt, den Trieb des Profelytismus zu ersticken, scheinen ihm vielmehr Nahrung zu geben.

#### Verhältnisse seit dem anglo-chinesischen Krieg.

Seit dem Kriege der Engländer gegen die Chinesen sind in allen den Ersteren eröffneten Häfen des Landes Repräsentanten der Medical society eingetroffen. Dagegen hält die Gesellschaft in Macao — welches als eine europäische Kolonie betrachtet wird — keinen Mandatar mehr; Macao ist gegenwärtig nur eine Station auf dem Wege zu den neu eröffneten Häfen. Die bedeutendsten Stellvertreter der Gesellschaft sind: in Canton Herr Parker, der als das geistliche Haupt der in China operirenden ärztlichen Phalanx betrachtet werden kann, und Herr Bridgman; in Amoy der Doktor Cummin; in Ning-po die Doktoren Macgawne und Mac-Carthy; in Schang-hay der Doktor Lockhart. Durch sein Verhältnis zur Gesellschaft sowohl, als durch seine individuelle Begabung, nimmt Herr Parker eine Stellung ein, wie sie ihm mehr als ein europäischer Arzt beneiden könnte. Er besitzt ein großes, schönes Haus, welches ihm zugleich als Krankenanstalt dient, eine mit allen europäischen Erzeugnissen reichlich versehene Apotheke, eine bequeme Wohnung in der amerikanischen Faktorei und zu allem diesem eine schöne Frau, die an dem Profelytismus ihres Gatten mit allem Feuer, dessen eine junge hübsche Puritanerin fähig ist, theilnimmt. Die Zahl der Kranken, welche das Parkersche Krankenhaus besuchen, ist sehr bedeutend. Der Zubrang ist so groß, daß sie in der Vorhalle empfangen werden müssen, woselbst sie nach der Reihe untersucht werden. Ist eine Operation notwendig, so erhält der Patient eine Karte, auf welcher der Tag vermerkt ist, an dem er sich von neuem einzustellen hat. Erheischt der Fall eine augenblickliche Behandlung, so wird ihm in einem anstößenden Gemach sogleich die erforderliche Hülfe zu Theil. Doch wartet Herr Parker nur den geringeren Theil seiner Kranken in der Anstalt ab, er zieht es vor, sie in den verschiedenen Quartieren der Stadt, welche sie bewoh-

nen, zu besuchen. Es ist dies ein Mittel, sich seine Popularität zu bewahren und sich bei den unteren Klassen bekannt zu machen, die, obwohl im Allgemeinen den Fremden feindlich gesinnt, doch, in Betracht der täglichen Dienste, die er ihnen leistet, Herrn Parker liebgewonnen haben. Nur Männer und Frauen des niedrigsten Standes begeben sich in die Anstalt, und es eignet sich bloß in langen Intervallen, daß einmal ein Mandarin eines unteren Grades oder ein reicher Kaufmann erscheint. Zuweilen wird Herr Parker von höheren Mandarinen in die tatarische Stadt berufen, die außer ihm noch kein Fremder betreten hat. (Schluß folgt.)

## England.

### Der Eisenbahn-Alp.

(Schluß.)

Es entstand eine augenblickliche Pause. Keiner von uns Dreien bewegte sich. Dann bemerkte ich, daß Jeffries die Hand nach einem schweren Hammer ausstreckte, der nicht weit von ihm lag. Die Blicke des Bahnsinnigen schweiften von Einem zum Anderen; eben wollte Jener den Hammer fassen, als Westhorpe sich mit wüthendem Geschrei auf ihn stürzte — er hatte seine Absicht errathen.

„Das wolltest Du also?“ knirschte der Rasende. „Versuch' es nur.“ Und er schlang seine Arme um den Unglücklichen, der sich krampfhaft, aber fruchtlos gegen ihn sträubte.

„Hülfe!“ schrie er, „Hülfe, um Gott des Allmächtigen willen!“

Aber ich war starr vor Schrecken. Mit übermenschlicher Kraft riß Westhorpe den Bejammernswürthen empor und schwang ihn unter tollem Gelächter wie ein Kind in seinen Armen.

„Hülfe, Hülfe!“ flehte Jeffries. „O, meine Frau, meine Kinder!“

Es waren seine letzten Worte. „Geh' heim zu ihr!“ brüllte Westhorpe mit einem neuen teuflischen Gelächter, indem er sein zuckendes Schlachtopfer hoch in die Luft schleuderte. Noch ein Augenblick, und ich hörte den dumpfen, krachenden Ton, wie der Körper auf dem feintigen Boden in Stücke zerfiel. Dann wandte sich der Mörder plötzlich gegen mich. „Toll!“ schrie er mit gewaltiger Stimme, „nun gut, ich bin es! Toll! toll!“ — Er faste mich am Kragen — hilflos wie ein Säugling krümmte ich mich unter seiner ehernen Faust. „Toll!“ wiederholte er. „Ja! ich suchte lange, es niederzuhalten — O! ich sträubte mich — ich kämpfte dagegen an. Und ich sprach zu mir selbst: ich bin es nicht, obwohl ich es recht gut wußte — aber jetzt! jetzt fühl' ich, welche Lust ein Bahnsinniger genießt. Ha, ha, ha! Wer möchte bei Vernunft seyn, wenn er die Freuden des Bahnsinns kannte?“

Er stieß mich mit diesen Worten von sich, und ich schwankte in einen Winkel vor dem Dampfkessel zurück, ohne ein Wort ausprechen zu können. Der Paroxysmus schien auf einen Augenblick nachzulassen, und er murmelte nur noch etwas vor sich hin; dann griff er plötzlich zur Schaufel und begann, das Feuer anzuschüren. Ein Schauer des Entsetzens durchbebte mich; wir fuhren jetzt mit einer Schnelligkeit, wogegen alles Frühere Kinderpiel war. Ich suchte mich zu fassen und meinem Schicksal ruhig entgegenzusehen. Wenn die Lokomotive nicht aus den Schienen gerieth, so war es augenscheinlich, daß wir bald an das Ziel kommen mußten, das uns mit einem Schlag zerschmettern und in Staub verwandeln würde.

Von neuem faste mich der Bahnsinnige, zog mich an sich und blickte mir starr ins Gesicht. Der unheimliche Glanz in seinen funkelnden, mit Blut durchschossenen Augen, die Todtenblässe seiner gräßlich verzerrten Züge erfüllte mich mit Grauen. Endlich sprach er langsam, ja gleichgültig: „So rasch als wir ist nie ein Sterblicher geflogen, seitdem diese Welt auf ihren Angeln ruht.“ Er hielt inne, und das unerträgliche Schankeln der Maschine, nebst dem blitzschnellen Spiel des rassenden Triebwerkes, gab seinen Worten die fürchterlichste Bestätigung. „Auf wie hoch schätzen Sie jetzt unsere Geschwindigkeit?“ fragte er, noch immer, wie es schien, mit vollkommener Ruhe.

„Auf nicht viel weniger als hundert Meilen die Stunde“, leuchtete ich.

„Voll hundert Meilen“, versetzte er. „Glauben Sie wohl, daß Geister so schnell fliegen?“

Nie werde ich den Grabeston vergessen, mit welchem er diese Frage an mich richtete. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, befiel er einen langen Blick auf das lodernde und sprühende Feuer, sprang dann wüthend auf, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und zog eine kleine Glasphiole aus der Tasche, die er mit abgewandtem Gesicht mir hinreichte. „Lesen Sie das Etikett“, sagte er mit ersticker Stimme. Ich gehorchte. „Blausäure! Gift!“ war die Aufschrift.

Er fuhr zusammen, als ob er einen Dolchstoß bekommen hätte. „Ich hab' es ihr nicht gegeben!“ schrie er, „sie nahm es freiwillig. Aber vor Gott bin ich ihr Mörder, obgleich ich ihr das Gift nicht reichte. Ich habe das einzige Weib gemordet, welches ich je lieben konnte. O Mary, Mary! Aber Du bist gerächt — Du hast mich nie seitdem verlassen — Du schwebst bei Nacht über meinem Lager — Du wandelst bei Tage an meiner Seite — Du sahest mit Deiner Geisterhand in der meinigen, als ich den nothenden Wurm im Busen durch Wein zu betäuben suchte — selbst auf dem Dampfswagen fuhrst Du neben mir! Immer, überall hab' ich Dich gesehen. Ha, ha! Ich seh' Dich jetzt — Du folgst uns — folgst uns durch die Nacht — aber Du sollst uns nicht erreichen! Nein nein!“

Und der Bahnsinnige sprang auf und warf sich mit fürchterlichem Geheul auf das Triebwerk, dessen Räder er hin- und herriß, als ob er die Sturmes-Eile ihrer Bewegungen noch vermehren wollte. Böllig eingeschüchtert, brühte



ich mich in eine Ecke. In diesem Augenblick flogen wir in einen Tunnel. Der Schimmer von der Laterne und dem halb geöffneten Heerde flackerte auf dem gewölbten Dach, als wir den finsternen Gang durchschossen, und zeigte mir Westhorpe, der sich mit zuckenden Gliedern und krampfhaft verzerrtem Antlitz an die Maschine klammerte. Noch eine Sekunde, und wir befanden uns wieder unter freiem Himmel. Der entscheidende Moment war da; jetzt oder nie mußte ich ihn benutzen. Vor uns glimmerten die Lichter von Derby. Sie waren noch Meilen — viele Meilen entfernt, aber bei unserer gegenwärtigen Schnelligkeit hätten einige Minuten genügt, um uns an den Mauern der Station zu zerschmettern. Westhorpe kauerte in scheinbarer Besinnungslosigkeit auf dem Boden — ich war hinlänglich mit dem Mechanismus der Lokomotiven vertraut, um nöthigenfalls den Dampf ablassen zu können, und indem ich einen Hebel zurückzog, gelang es mir, das rasende Element zu beschwichtigen.

Die Räder hatten noch nicht eine einzige Schwingung vollbracht, als Westhorpe sich instinktmäßig aufrichtete und, ein wüthendes Gebrüll ausstößend, mich von der Maschinerie fortzuschlepte. Mit einer Hand faßte er mich bei der Gurgel — ich krümmte mich unter dem Druck seiner eisernen Muskeln, während er mit der anderen den Hebel ergriff, und ich fühlte, daß er den Dampf wieder einließ. Ein schwaches Stöhnen entfuhr mir. Er ließ meine Gurgel los und zog mich an den Schultern zu sich. Ich strengte meine letzte Kraft an, um ihm Widerstand zu leisten. Indem ich meinen Schenkel um die seinigen schlang, gelang es mir, ihn rückwärts niederzuwerfen; er fiel mit donnerndem Gepolter theils auf den Boden der Lokomotive und theils auf eine Kiste, zum Aufbewahren von Utensilien und Instrumenten mancherlei Art bestimmt, die bei Unglücksfällen gebraucht werden. Der Vortheil war jedoch nur einen Augenblick auf meiner Seite; ich fühlte ihn mit titanengleicher Stärke sich unter mir aufrichten — mit einem Sprung war er auf den Beinen und hielt mich, mein ohnmächtiges Sträuben verlachend, in seinen Armen fest.

„So folge nun dem Anderen!“ donnerte er.

Meine Muskeln zogen sich unwillkürlich zusammen — mir war, als ob ich zu einem Ball einschrumpfte, während er sich anschickte, mich von dem hohen Damm hinabzuwerfen, den wir so eben entlang schossen. Mit einem Mal freischte er auf: „Ha! Da sind die Lichter von Derby! Die Stationslichter! Das grüne Signal zum Anhalten! Halten! Ha, ha, ha! Zur Hölle mit der Station! Duer durch wollen wir gehen! Durch! Durch Mauern, Häuser, Straßen — Alles soll vor uns nieder! Ha, ha, ha!“

Der Athem verging mir; noch immer umstrichen mich seine Arme mit ihrer gewaltigen Kraft. Es ward mir schwindelnd vor den Augen; blaue und gelbe Funken schienen mein Gehirn zu entzünden; die Viertel-Meilen-steine schienen einer auf den anderen zu fallen; das Schwanken der Maschine ward immer stärker — sie schaukelte, krachte und stürzte brausend den Abhang hinunter, der nach der Station führt. Ich sah das Glimmern der Lichter in den Aufengebäuden des Bahnhofes; ich hörte das jauchzende Getöse des Wagnisnütigen, mit dem Schreien, Pfeifen und Stottergeräusch vermischt, das von allen Seiten ertönte; ich sah die dunklen Reihen der Waggons; ich sah den Schimmer der hell erleuchteten Station; ich sah die wogenden Gruppen auf dem Perron; ich sah Pfeiler, Lampen, Maschinen — Alles in einer verwirren, formlosen Masse! Und immer lauter schallte das Gelächter des Wagnisnütigen; mit einem Angstruf, der die ganze Natur in ein wildes, grausiges Tobengeheul zu verwandeln schien, flogen wir weiter — weiter — weiter —

„Nun, meine Herren, Ihre Willens, wenn's gefällig ist! Die Station zu Derby, meine Herren! Zehn Minuten Aufenthalt!“

Ich fuhr mit einem Stoßseufzer in die Höhe.

„Heda! was fehlt Dir? Du hast schon seit einer halben Stunde im Schlafe geschöhnt und gewimmert.“

„Westhorpe! Westhorpe!“ lallte ich.

„Er schläft noch immer! Was Teufel willst Du denn mit Deinem Westhorpe? Wack' auf, Freund! wir wollen ein Glas Porter und ein Butterbrod nehmen.“

Ich sank auf meinen Sitz zurück. „Es war also ein Traum?“ flüsterie ich.

„Ja wohl! es war der Eisenbahn-Alp. Hab' ich Dich nicht vor dem Beefsteak-Pie in Leeds gewarnt? Aber was hat Dir denn geträumt? Gewiß von Deinen Courierreisen — nicht wahr?“

„Ganz recht! Gott sey Dank, daß es nur ein Traum — ein böser Traum war; aber nie werde ich den Eisenbahn-Alp vergessen.“

## Frankreich.

### Eine Rechensunde in Neuilly. \*)

Lehrer. Nun, mein Prinz, nehmen Sie gefälligst Ihr Rechenbuch.

Kind. Ach, was! laß mich mit Deinen Zahlen zufrieden!

Lehrer. Erlauben Sie, mein Prinz, die Wissenschaft der Zahlen ist wichtiger, als Hobeit denken.

Kind. Und wozu dient sie, Trognon?

Lehrer. Wenn Sie groß sind, Monseigneur, werden Sie es einsehen; Sie werden dann erfahren, wie vorthailhaft es in der Welt ist, gut rechnen zu können.

Kind. O, wenn ich groß bin, dann werd' ich ja König seyn!

Lehrer. Desto mehr Grund, das Rechnen zu lernen.

Kind. Wirklich? . . . Trognon, müssen die Könige auch rechnen?

Lehrer. Gewiß, Hoheit, und noch weit besser als einfache Privatleute.

Kind. Rechnet Großpapa gut?

Lehrer. Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, nicht daran zu zweifeln.

Kind. Es ist wahr, ich dachte nicht daran; da er in seiner Jugend Lehrer gewesen ist, so muß er es wohl können.

Lehrer. Das zeigt Ihnen, mein Prinz, wie die Fähigkeiten, die man bei Zeiten zu erlangen strebt, früher oder später nützlich werden können.

Kind. Es scheint in der That, daß das Rechnen meinem Großpapa keine schlechten Dienste geleistet hat! Aber — das ist ganz gleich, ich habe einmal durchaus keine Lust zum Rechnen.

Lehrer. Hoheit, Sie haben Unrecht; es ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib . . . fragen Sie nur Herrn Montalivet. Und nun, mein Prinz, ein wenig Muth, und dann sagen Sie mir gefälligst, wie viel ist zwei mal zwei?

Kind. Sechs, Trognon.

Lehrer. O, o! Wenn Ihr Großpapa das hörte! Wie kann man so rechnen!

Kind. Du langweilst mich, Trognon; was brauch' ich zu rechnen?

Lehrer. Bitte tausendmal um Verzeihung, Monseigneur; ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß es das nothwendigste Erforderniß eines Fürsten ist, welcher die Ordnung liebt . . .

Kind. Die öffentliche? . . .

Lehrer. Und seine eigene . . . In der That, ein Fürst, der mit seinem Privatvermögen gut haushält, thut es auch mit dem seines Volkes.

Kind. Glaubst Du, Trognon?

Lehrer. Das ist so gewiß, wie der achtunddreißigste Satz des Euklid.

Kind. Je besser also Herr Montalivet mit Großpapa's Gelde wirthschaftet, desto besser stände es nach Deiner Rechnung um die Taschen des französischen Volkes?

Lehrer. Offenbar . . . auch muß man dem Herrn Grafen nachsagen, daß er als ein treuer Verwalter, der vor Allem auf das Beste des Landes bedacht ist, die erlauchte Kasse Ihres Großpapa's aufs trefflichste berücksichtigt.

Kind. Deshalb vermindert man auch mit jedem Jahre die Abgaben; nicht wahr, Trognon?

Lehrer. Wie Sie sagen, mein Prinz . . . Das Budget beläuft sich heute Alles in Allem auf sechzehnhundert Millionen.

Kind. Ach! . . . Und sonst, unter der Restauration, wie hoch belief es sich da?

Lehrer. Auf tausend Millionen; nicht weniger, mein Prinz!

Kind. Pfui! das war viel weniger!

Lehrer. Aber bedenken Sie doch! . . . was wollen Sie! — Frankreich hatte noch nie das Glück, sich einer wohlfeilen Verwaltung zu erfreuen.

Kind. Das sieht man wohl . . . und wie groß ist denn der Unterschied, Trognon?

Lehrer. Rechnen Sie doch, Hoheit; subtrahiren Sie . . .

Kind. Ich kann nicht, Du mußt es mir etwas zeigen.

Lehrer. Nichts ist einfacher; Sie setzen erst eine Milliarde, das heißt eine Eins mit neun Nullen.

Kind (schreibend). Da!

Lehrer. Nun setzen Sie sechszehnhundert Millionen; dann ziehen Sie gefälligst ab, und Sie werden finden, daß Ihnen sechshundert Millionen bleiben.

Kind. Also schwerer ist das Subtrahiren nicht?

Lehrer. Mein Gott, nein, Hoheit!

Kind. Das ist hübsch; künftig kann das Volk leicht selbst alle die Millionen berechnen, die es unter Großpapa's Regierung gewinnt.

Lehrer. O, nichts ist leichter . . . man braucht nur die ersten Elemente der Rechenkunst zu kennen.

Kind. Ja, ich weiß . . . die Addition und die Subtraction . . . man fügt auf der einen Seite hinzu, und dann zieht man auf der andern Seite ab, das ist das Ganze.

Lehrer. Ganz und gar, mein Prinz.

Kind. Sag', Trognon, kommen im Budget auch bisweilen Additionen vor?

Lehrer. Das versteht sich; ohne diese würde man ja die Summe nicht kennen.

Kind. Wer macht sie denn?

Lehrer. Die Herren Minister.

Kind. So? . . . und die Subtractionen auch?

Lehrer. Nein, mein Prinz; Subtractionen können in einem Budget nie vorkommen . . . Sie begreifen wohl, daß bei einer Volksvertretung, wie wir sie haben —

Kind. Warum nennst Du das eine Volksvertretung, Trognon?

Lehrer (erstaunt). Volksvertretung!?

Kind. Etwa, weil das Volk getreten wird? \*)

\*) Die Mode, bekanntlich ein sehr pikantes, aber streng legitimes Blatt der Pariser eleganten Welt, bringt unter dem Titel „Les leçons de Neuilly ou Penfant terrible“ (das letzte, mit Anspielung auf eine bekannte Karikatur „les enfans terribles“) eine Reihe satirischer Artikel über den Unterricht, den der kleine Graf von Paris erhält. Wir theilen hier den jüngsten und von denen, die uns zu Gesicht gekommen sind, interessantesten mit. Uebrigens haben diese Artikel außer ihren boshaften und satirischen Beziehungen etwas, was den Franzosen sonst in der Regel abgeht, nämlich Humor.

\*) Im Uebersetzungsdruck ist hier ein durch Uebersetzung nicht wiederzugebendes Wortspiel: parlementaire und parlementeur, pareequo ceux qui parlent mentent.



Lehrer. Wahrhaftig, mein Prinz, ich weiß nicht, wo Sie Ihre Etymologien suchen?

Kind. Was sagst Du? Aus der Mythologie ist die Volksvertretung?

Lehrer. Wir verstehen uns nicht mehr, Hoheit . . . das gehört schon in die Algebra, und wir sind noch bei den ersten Regeln der Rechenkunst . . . Erlauben Sie mir, Sie zu dem Gegenstande unseres Unterrichts zurückzuführen; wir haben gesehen, das Subtrahiren ist eine Operation, durch welche eine Zahl kleiner gemacht wird, indem man sie um eine andere vermindert.

Kind. Ich verstehe . . . um also das Budget um sechshundert Millionen zu vermindern, zieht die Regierung jährlich diese Summe ab, nicht wahr?

Lehrer. Das Beispiel hätte besser gewählt seyn können, aber das thut nichts . . . Was nun die Multiplication betrifft, dies ist eine Rechnungsart —

Kind. O, ich weiß . . . das ist die, welche Montalivet immer mit den Fünffrankenstücken für Großpapa macht.

Lehrer. Was meinen Sie, Prinz?

Kind. Ha! Es scheint, als ob Montalivet ganz gut multiplizierte.

Lehrer. Er ist in der That ein sehr ausgezeichnete Rechner.

Kind. Wem sagst Du das, Trognon? Hat er mich nicht eines Tages gescholten, weil ich einem Armen eine Handvoll meiner kleinen Fünffrancstücke gegeben hatte, ohne sie zu zählen?!

Lehrer. Da hat er sehr Recht gehabt, mein Prinz; man muß nie geben, ohne zu berechnen.

Kind. Bozu, Trognon? Berechnet Montalivet Alles, was er für Großpapa giebt?

Lehrer. Gewiß, Hoheit; und er rechnet lieber zwei als ein Mal.

Kind. Das ist ein Vergnügen! Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich gäbe lieber mit vollen Händen.

Lehrer. Dann würden Sie nicht lange an seiner Stelle bleiben . . . Sie würden ein großes Haus machen, Hoheit!

Kind. Was ist das, ein großes Haus?

Lehrer. Das ist ein Haus, in dem viel Geld ist.

Kind. So? Ich glaubte eher, das wäre ein Haus, in dem großer Ruhm ist.

Lehrer. Der Ruhm! . . . der Ruhm! . . . Sie vergessen, daß wir beim Rechnen sind; damit hat der Ruhm<sup>\*)</sup> nichts zu schaffen. Wir waren, wenn ich nicht irre, bei der Multiplication.

Kind. O nein, bei der Subtraction! Denke doch, wie Du mir gesagt hast, daß man sechshundert Millionen zum Besten des Volkes vom Budget abgezogen hätte.

Lehrer. Sehr wohl; aber nachher waren wir zur Multiplication gekommen.

Kind. Höre, Trognon, Deine verdammten Zahlen fangen an, mir ekelhaft zu werden. Wenn es Dir gleich ist, so wollen wir exerziren . . . Nun, also; Du kannst kommandiren! (Er nimmt ein kleines blechernes Gewehr und bewaffnet sich.)

Lehrer. Aber ich bitte Sie, Prinz, mich zu entschuldigen; ich weiß gar nicht mit Waffen umzugehen.

Kind. Gut, ich will es Dich lehren . . . Steh' auf, schnell, marsch!

Lehrer. Noch einmal, Hoheit —

Kind (ihn zum Aufstehen nöthigend). Bari, ich will Dir meine Patronen geben . . . da . . . jetzt nimm mein Gewehr . . . Achtung auf's Kommando!

Lehrer. Hoheit, ich will kapituliren! Erlauben Sie mir, Ihnen die Waffen zurückzugeben, so verpflichte ich mich, Sie morgen zur Besichtigung des Artillerie-Museums zu führen.

Kind. Was ist da zu sehen, Trognon?

Lehrer. Waffen von der seltensten Schönheit, Gewehre, Säbel, Pistolen . . .

Kind. Auch Spielsachen, wie diese? . . . ich möchte wohl . . . aber sag' einmal, Trognon, muß ich da wieder sprechen?

Lehrer. Immer, Prinz; aber setzen Sie ganz ruhig; ich werde schon dafür sorgen, Sie auf einige glückliche Worte vorzubereiten.

Kind. Ich danke Dir für Deine glücklichen Worte . . . ich spreche eben so gern allein.

Lehrer. Es thut mir leid, Hoheit; aber ich habe gemessenen Befehl, dafür zu sorgen, daß Sie hübsche und treffende Worte sprechen.

Kind. Ach so, wie damals beim Leverrierschen Planeten, nicht wahr? . . . Du willst also, dieser Besuch soll eine Art offizieller Form seyn?

Lehrer. Bedenken Sie, Prinz, daß es gar nicht anders seyn kann . . . Sie werden mit allen Ihrem Range gebührenden Ehren vom General Gourgaud empfangen werden, der es übernehmen wird, Ihnen selbst alle Erklärungen zu geben, welche Eure Königliche Hoheit nur wünschen können.

Kind. Wer ist der Herr?

Lehrer. Ein alter Feldhauptmann des Kaisers, der in derselben Eigenschaft in Ihres Großpapa's Diensten steht.

Kind. Ach so, er ist Hauptmann, wenn Großpapa zu Felde zieht? \*\*) Ja, dann muß er wohl Zeit übrig haben, die Waffen seines Museums zu putzen!

\*) La Gloire — die schwache Seite der Franzosen.

\*\*) Wieder ein nicht genau zu übersetzendes Wortspiel: aide-de-camp. — Ah! c'est lui, qui aide bon-papa dans les camps?

Lehrer. Sie werden sehen, in wie gutem Stande er seine Sammlung hält! Es wird dann auch gut seyn, wenn Sie ihm z. B. gefälligst erlauben wollten, Ihnen etwas Schießbaumwolle in der hohlen Hand zu verbrennen.

Kind. Was? Er will mich brennen?!

Lehrer. Es ist nicht gefährlich; fürchten Sie nichts. Ich bin überzeugt, dieser heldenmüthige Versuch wird allgemeine Bewunderung erregen.

Kind. Aber, mein Gott, Trognon, warum machst Du denn jetzt so viel her mit mir?

Lehrer. Wie so, Prinz? Ich verstehe Sie nicht.

Kind. Es ist wahr, seit einiger Zeit kann ich doch nicht eine Minute ruhig spielen. Bald muß man widerwärtige alte Herren empfangen, die mir nichts als Dummheiten sagen; bald soll ich Monumente besuchen, wo ich dann Deine „glücklichen Worte“ auswendig lernen und hersagen muß; dann lässest Du mich Briefe schreiben, die weder Hand noch Fuß haben, wie der über den Planeten . . . wenn Du etwa glaubst, daß alles dies Vergnügen macht! . . .

Lehrer. Erlauben Sie, Prinz; Sie sind, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, nicht auf den Stufen des Julithrones geboren, um sich zu amüsiren. Uebrigens sind Sie schon acht Jahre alt, und Herr Guizot ist der Meinung, daß der Augenblick gekommen sey, die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Liebe von ganz Frankreich auf Ihre erhabene Person zu lenken.

Kind. Aber ich frage Dich: Was geht das Frankreich an, wenn man mir Baumwolle auf der Hand verbrennt?

Lehrer. Das wird ihm zeigen, wie Eure Königliche Hoheit mit großem Muthe begabt und folglich würdig sind, über die Franzosen zu herrschen! . . . Das ist mathematisch bewiesen.

Kind. Ah, das ist eine Berechnung. Danke, Trognon, für heute hab' ich genug von dieser Mathematik!

## Mannigfaltiges.

— Ignaz Moscheles. Diese Blätter enthalten die Nachricht von der Ankunft des berühmten Klavier-Virtuosen und Komponisten Moscheles in Berlin, mit dem seltsamen Beisage, daß das hohe Alter dem einst so gefeierten Virtuosen nicht mehr gestatte, seine Finger zum Klavierspielen mit Geläufigkeit zu gebrauchen. Ignaz Moscheles ist im J. 1794 geboren, jetzt also 52 Jahr alt und mithin immer noch ein Mann, der sich, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren befindet. In London, wo Moscheles bekanntlich an der Akademie als Professor der Musik angestellt ist, weiß man so wenig von der Alterung seiner Finger, daß man sich noch immer zu den öffentlichen Aufführungen drängt, bei welchen er mitwirkt. Wir haben unter Anderem Gelegenheit gehabt, ihn vor etwas mehr als einem Jahre in einem Konzerte zu hören, das unter seiner Leitung zum Besten des in London neu gegründeten „deutschen Hospitals“ zu Stande kam, und wir müssen gestehen, daß, obwohl wir kurz vorher Franz Liszt gehört hatten, das Spiel des deutschen Meisters uns einen noch nicht so empfundenen Genus verschaffte. Besonders sind es die klassischen Werke Beethovens, so wie die seines persönlichen Freundes Felix Mendelssohn, die Moscheles mit Vorliebe und großem Beifall in London zu spielen pflegt. Aber auch seine eigenen Etuden haben bekanntlich einen weitverbreiteten Ruf unter allen Klavierspielern erlangt.

Berliner, Pariser und Londoner Theaterpreise. Das Journal Français de Berlin macht darauf aufmerksam, daß in der großen Oper in Paris, in der Académie Royale de Musique, die ersten Plätze (premieres de face et avant-scènes des premières) nicht mehr als 9 Fr. (2 Thlr. 12 Sgr.) kosten, während man jetzt für die mit jenen Plätzen gleich zu stellenden sogenannten Fremdenlogen des Berliner Opernhauses nicht weniger als drei Thaler pro Person zu bezahlen hat — einen Preis, wofür man \*) selbst einen Sperrsiß oder einen Logenplatz in der italienischen Oper in London, die bisher als das theuerste Theater der Welt angesehen wurde, haben kann. Die italienische Oper in London zahlt freilich ihren ersten Sängern und Sängerinnen, und zwar für die wenigen Monate der stagione (season), 4 — 5000 Pfund Gehalt; auch bei der Pariser Oper giebt es Gehalte von 80 — 120,000 Fr.; und welches ist dagegen die höchste Befoldung bei der Berliner Oper? 3 — 4000 Thlr.! Es scheint daher in der That unbegreiflich, weshalb man in der letzten Zeit bei der hiesigen Opernbühne zu einer so bedeutenden Erhöhung der Eintrittspreise hat schreiten müssen. Doch nicht etwa um die Tantiemen wieder einzubekommen, die man bisher für Opern an Dichter und Komponisten zu zahlen hatte? Madame Viardot-Garcia — so wird in den beiden Berliner Zeitungen berichtet — erhält freilich ein Honorar von 50 Frd'or für den Abend, aber in Paris und in St. Petersburg hat sie das Doppelte dieser Summe erhalten, ohne daß es darum doch die dortigen Theaterverwaltungen für nöthig hielten, die Eintrittspreise auf eine Art zu erhöhen, daß namentlich Fremde, die Berlin besuchen und denen das Theater ein Bedürfnis ist, auf den Gedanken kommen, man spekulire auf dieses Bedürfnis, um dadurch den abornirten Berlinern um so wohlfeilere Plätze gewähren zu können.

\*) nämlich für 10 Schill., was positiv nur eine Kleinigkeit mehr, aber relativ (d. h. mit Rücksicht auf den geringeren Werth des Geldes in England) bedeutend weniger als 3 Thlr. ist.